

VERBODAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 14.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 8. April 1890.

Preis: Vierteljährlich 2 Mark 50 Pf.
in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kr. 5. W. exkl. Stempel.

36. Jahrg.

Eine alte Geschichte.

Novelle von E. Haidheim.

(Fortsetzung von S. 114.)

Nachdruck verboten.

Am Abend kam Max wieder.

Er war sehr verstimmt und aufgeregt. Ein ehemaliger Regimentskamerad, auch verlobt und wie seine Braut vermögenslos, hatte eine sehr gut bezahlte Privatstellung an einer großen Versicherungsanstalt bekommen. Nun verabschiedete Granzow zwar den Gedanken an eine Civilstellung; er war eben mit Leib und Seele Offizier, aber seine Ausichtslosigkeit war ihm wieder einmal schwerer als je aufs Herz gefallen.

Man sprach beim Thee wenig darüber. Demmin sah indes, wie Ilse's Blicke trübe wurden und wie scheu und bang sie die Hand des Geliebten streichelte, diese Hand, die sich nicht zum Drucke spannte, die reglos in der ihrigen lag.

Als Granzow sich verabschiedete, begleitete Demmin ihn. Es verlangte ihn noch nach einer ordentlichen Bewegung. Aber als er dann vor Granzow's Wohnung stillstand, schloß dieser sich ihm seinerseits noch weiter an.

Sie gingen anfangs ziemlich stumm nebeneinander her, dann redeten sie von allerlei Gleichgiltigem, endlich brach der Sturm in Granzow's Seele los, und der sonst so gehaltene Mann machte in bitteren Klagen sich Luft über die trostlose Lage, in welcher er sich und Ilse ohne Hoffnung sah.

Es that ihm offenbar not sich auszusprechen, wie hätte er sich sonst gerade an den neuen Bekannten gewendet!

„Es ist mir immer, als läge in jedem Blick die Frage: Warum liebst du das Mädchen nicht frei? Kann ich aber jedem sagen: Ich that es! Ich gab ihr ihr Wort zurück!“ warf er erregt im Gespräch hin.

„Das thaten Sie?“ fuhr Demmin zusammen.

„War das nicht meine Pflicht?“

„Und Ilse?“

„Sie ist ein Engel! Gott, Sie sehen sie ja täglich, Sie müssen sich doch auch sagen: es giebt keine zweite wie sie!“

„Ilse ließ Sie nicht frei?“

„Sie gab mich frei, als ich ihr unsere Lage vorstellte! Sie sah es ein, still, geduldig; und als ich dann ging — den Tod im Herzen, Demmin! — da hatte ich die Schwäche, mich noch einmal, ein letztes Mal nach ihr umzusehen! Und da lag sie, lautlos, auf den Knien und streckte die Hände mir nach, als wolle sie mich halten. Aber kein Ton war von ihren Lippen gekommen! Sie begreifen, daß ich zu ihr hinstrückte... So blieb sie meine Braut! Es wäre besser für uns beide gewesen, ich hätte mich jenes Mal nicht umgesehen. Aber freilich, dann hätten die verfluchten Klatschmäuler gesagt: Die reiche Ilse liebte er, die arme verließ er! Sehen Sie, so schleppen wir uns nun mit der Last der Hoffnungslosigkeit durch die Stunden, Tage und Jahre.“

„Aber Granzow! Enden Sie noch jetzt!“

„Ich kann's nicht! Sie liebt mich mit ihrer ganzen Seele! Und sie ist mein Stern, mein Engel!“ Er seufzte in tiefer Qual. Demmin bebte wie im Fieberfrost.

Er fühlte sich aufgeregt, wie nie in seinem Leben. Gab es denn nirgends, nirgends eine Hilfe? Ach, er hatte diese Hilfe ja in Händen, er war viel reicher, als selbst der Amtmann wußte, und im Verhältnis sehr anspruchslos. Wie gut konnte er das Kapital entbehren, welches den Liebenden fehlte.

Aber nie hätte Granzow es genommen; nie der Major!

„Ich habe eine alte Verwandte,“ erzählte der Lieutenant dann, „sie ist wohlhabend und äußerst geizig; zuweilen hoffe ich, daß sie mich zu ihrem Erben



Bosnische Obstverkäuferin. Gemälde von Israel.

macht, sie hatte mich sehr gern früher. Jetzt war ich seit Jahr und Tag nicht bei ihr, ich käme mir wie ein Erbschleicher vor!"

"Das ist aber doch Thorheit, Granzow, unsinnige Uebertreibung!"

"Ich kann nichts dagegen, man fühlt so etwas, oder man fühlt es eben nicht!"

"Und das Testament? Sie kann noch Jahre leben!"

"O gewiß, sie ist höchstens siebenzig."

"Aber ist denn bei ihr nicht sonst irgendwie Rat und Hilfe?"

"Nein, lieber Demmin. Ich höre und fühle, Sie meinen es treu und gut, aber es ist eben eine hoffnungslose Geschichte."

So standen sie wieder an dem Ausgangspunkt ihrer Unterhaltung.

Als Demmin dann spät und ermüdet seine Stube betrat, sagte er sich: „Und er hat sie doch nicht so lieb, wie sie es verdient! Sie ist ihm im Grunde ein Gemminis, eine Last! Er ist nur zu ehrenhaft, sich selbst dies einzugestehen.“

Am andern Morgen war er ruhiger und erinnerte sich nicht ohne eine gewisse Gemüthsruhe daran, daß Granzow schon längst abgereist sein mußte.

„Nach dem, was er mir gestern anvertraut, ist es für uns beide besser, daß wir erst ein paar Tage zwischen das Wiedersehen legen. Im Grunde kannten wir uns doch noch nicht lange genug für solche Intimität,“ sagte er sich.

Es war ein Gefühl in ihm gegen Granzow; was brauchte dieser ihm sein Vertrauen aufzudrängen! Er war eigentlich Ihsens nicht wert! Aber dem widersprach wieder sein Rechtsinn; alle vortrefflichen Eigenschaften Granzows hielt ihm derselbe vor.

So kam er nicht recht in sich zur Ruhe und war froh, als er Ihsen heiteren Blickes fand.

Es regnete heute stark.

„Schade!“ sagte sie hinausblickend.

„Wenn Sie nichts Besseres zu thun haben, Fräulein Ihsen, so stellen Sie mich gleich heute als Vorleser an!“ bat er, sie an Granzows Aeußerungen von gestern erinnernd.

„Ist das Ihr Ernst?“ fragte sie erfreut.

„Tiefster, ernstester Ernst!“

„Das hätte ich mir nie getraut, Sie zu bitten! Aber was? Was lesen wir?“

Sie gingen zusammen an den Bücherschrank. Lange wählten sie, und doch war die Auswahl nicht groß.

„Gnug Arden! Das habe ich nie gelesen! Es ist sehr schön, nicht wahr?“ Demmin blätterte in dem Buche, es schien ihn zumeist zu interessieren.

„Wollen wir das nehmen?“ schlug sie freundlich vor. Sie hatte eine so reizende Art, auf die Wünsche ihrer Umgebung einzugehen, ohne daß es jemals ein Opfer für sie zu sein schien.

Demmin wollte nicht mit zum Frühschoppen; die alten Herren gingen ohne ihn.

Und dann las er, und sie stückte ihr Monogramm in die Servietten zu ihrer Aussteuer.

Es regnete leise immer weiter.

Als er einmal aufblickte, sah er, sie hatte kein Tuch um, er holte es schweigend und legte es ihr um die Schultern, schob ihr eine Fußbank vor die Füße und that, als höre er ihr freundliches: „Ich danke!“ kaum. Dann las er weiter.

„Ihsen ist viel gemüthlicher als sonst,“ sagte der Amtmann im Lauf der nächsten Zeit einmal in ihrem Beisein. „Das ewige Ausschauen oder Horchen, ob er nicht kommt, macht, daß sie immer nur mit halber Seele bei uns ist.“

„Und meine ganze Seele gehört ihm! doch von rechts wegen!“ erwiderte sie heiter.

„Um! So! Wir können uns also noch schön bedanken, daß wir huldreiche Berücksichtigung finden.“

„Bestes Dankeschön!“ Sie strich ihm mit ihrer weißen Hand über das graue Haupt und sah ihn lachend und bittend an.

„Na, laß gut sein, Kindchen, du hast nun einmal den schlechten Geschmack!“ scherzte auch er veröhnt. Wer hätte ihr böse sein können!

„Gott sei Dank, daß er fort ist, nun werden wir auch einmal wieder etwas von Ihsen haben!“ sagten ihre Freundinnen, und es war so; sie nahm jetzt lebhaft und heiter an allem teil, was sonst, „weil Mar kommen konnte“, von ihr abgelehnt wurde.

Man ging nachmittags nach dem Kaffeehaus, wo die Herren feierten, oder zum See, eine Bootpartie zu machen; man spielte Croquet und Rämmerchenvermieten, ging Beeren suchen in den Wald und saß abends bis Mitternacht in wundervollem Mondenschein und in großer Gesellschaft im Garten der Villa Mahlmeier.

Das alles hatte man vorher auch gethan, aber Ihsen beteiligte sich nicht, sie war „Braut“, und Mar Granzow hatte Dienst, oder „keine Lust“. Er war eben nicht „in der Stimmung!“

Demmin wußte gar nicht, wie glücklich er sich bei diesem ihm so gänzlich neuen Leben fühlte. Niemals kam er überhaupt dazu, darüber nachzudenken, warum er sich jetzt jeden Abend auf den andern Morgen freute und nach köstlichem Schlaf aufstand mit nie gekanntem freudiger Frische.

Der Morgen ging immer in gewohnter Weise hin; er saß plaudernd oder vorlesend bei Ihsen, die ihre Stickerarbeit förderte „schneller als jemals“, wie sie ihm vergnügt sagte.

Sie hörte ihm mit ihren fragenden, tief interessierten Blicken zu, wenn er, durch irgend einen äußeren Anlaß darauf gebracht, von seinen Reisen erzählte, oder von seiner

Knaben- und Studienzeit, und wie vereinsamt er nach der Mutter Tode sich gefühlt. Er sprach zu ihr wie zu keinem sonst und dachte nie darüber nach, welchen Genuß es ihm gewährte, so aus dem tiefsten Innern heraus ihr alles zu sagen, was seine Seele erfüllte und bewegte.

Auch sie erzählte; sie plauderte natürlich am liebsten von Mar und „wie es gekommen“, daß sie sich gefunden. Auch von der Katastrophe erzählte sie und wie furchtbar dieselbe sie getroffen, mitten in den Vorbereitungen zur Hochzeit.

„Die Leute sagten natürlich, wir müßten uns trennen, aber dann wäre ja das Unglück gar nicht zu tragen gewesen! So stand eins neben dem andern, wir hatten doch uns und unsere Liebe!“ Ihre Augen standen voll Thränen.

Daß das zu wenig war dem harten anspruchsvollen Leben gegenüber, das recht zu begreifen, war sie trotz ihrer „Bernünftigkeit“ doch noch zu jung und zu illusionsfähig.

Sie schrieb täglich an Mar und ließ täglich dem Briefboten bis zur Hausthür entgegen, aber er brachte ihr auf ihre bogenlangen Episteln höchstens eine Postkarte, oft nicht einmal diese.

„Der arme Mar! Es ist schrecklich, wie er sich aufreibt, Dienst, immer Dienst!“ sagte sie bekümmert. „Und er thut es ja nur für mich! Wenn es ihm gelingt, sich auszuzeichnen durch Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit, dann — Man kann's nicht wissen, ob er nicht mal Glück hat!“

Inzwischen war sie umgeben von der heiteren, unermüdbaren Aufmerksamkeit Demmins, der sie und ihre kleinen und großen Interessen nie eine Minute aus den Augen verlor.

Er nannte sich scherzend „Figaro“, und sie ließ sich's gefallen, daß er ihre Wünsche erriet, ehe sie ausgedacht waren, daß ihr Plätzchen mit Tüchern gegen den Zug geschützt wurde, daß ihre Arbeit, ihr Buch, ihre Fußbank bereit lag und stand, wenn sie morgens erschien; daß er die Briefmarken schon auf das Couvert an Mar geklebt hatte, wenn sie schrieb, und daß er ihr die Noten am Mittag auf das Pianino legte, von denen sie am Morgen geredet. Er trug ihr das Körbchen, oder ihren Shawl, ihren Schirm; er brachte ihr und ihrem Vater die ersten herrlichen Erdbeeren, die er zufällig im Hotel sah und der auf Erdbeerbowlie rechnenden Tafelgesellschaft vor der Nase wegkaperte. Und ebenso nahm er dem Major allerlei kleine Unbequemlichkeiten ab, ließ sich unermüdblich finden, dessen hypochondrische oder auch wirklich berechtigte Klagen über die schlechte Welt und die schlechte Zeit anzuhören, und war ganz zufrieden, wenn man ihm nur stillschweigend erlaubte, gegen jeden freundlich und liebenswürdig zu sein.

Polle schwärmte für ihn, und wie sollte sie auch nicht! Er machte immer Spaß, und wenn sie ihm den Kaffee morgens brachte, dann durfte sie reden, so lange sie wollte; redete sie ja doch nur von dem, was ihm immer erwünscht war zu hören, von Fräulein Ihsen.

Die Kisten kamen und wurden ausgepackt; ihr Inhalt machte es Demmin in seinem Zimmer noch wohnlicher, und aus der kleinsten hatte er allerlei Seltenheiten und hübsche Kleinigkeiten genommen und Ihsen schenken dürfen, die so selten jetzt Geschenke empfing und sich kindlich darüber freute.

Und nun kam der Geburtstag. Sie wollte ihn gar nicht feiern, Mar war ja nicht da.

„Wir aber wollen es, und Sie müssen es uns erlauben, daß wir mit Ihnen in der Veranda den Morgentkaffee trinken!“ sagte der Amtmann.

„Nun gut, dann will ich doch einen Napfkuchen backen!“ rief sie vergnügt.

Im Morgengrauen aber waren schon der alte Freund und sein Neffe lautlos geschäftig, dem Geburtstagskinde eine Ueberraschung zu bereiten. Demmin hatte Kränze in unendlicher Menge beim Gärtner bestellt, blühende Myrten und Orangen und was er sonst Schönes herbeischaffen lassen konnte, wurden aufgestellt, Polle lief sichernd und seelenvergnügt hin und her, und der wohlgeratene Topfkuchen prangte, von zwei- und zwanzig Lichtern und einem schönen Kranze umgeben, mitten auf dem Frühstückstische.

Daneben aber lagen allerhand Pakete und Packetchen; der Bruder hatte eins geschickt, ein paar Freundinnen ebenfalls, der Amtmann und der Major lieferten kleine Gaben, und endlich brachte Demmin eine runde Blechkapsel hervor und fragte bänglich die beiden Alten, ob er wohl wagen dürfte?

„Ja, warum nicht!“ beruhigte ihn der Amtmann. „Was ist's denn?“

„Ein wenig Seidenstoff; ich habe ihn mir mal irgendwo in Japan aufschwazzen lassen.“

„Na, nur zu, Damen können dergleichen Flicker immer einmal verwenden!“ rief der Amtmann, und der Major fand auch nichts Besonderes darin.

Und dann kam sie, hatte natürlich schon allerlei gehört und gemerkt, sah rot und beschämt und ganz reizend in dem hellen blauen Rattunröschchen aus und schlug die Hände zusammen in staunender, glückseliger Ueberraschung beim Anblick all der Blumen.

„O, nein, nein! Das ist zu viel! Was denken Sie denn nur? Wie für eine Prinzessin! Aber so wunderschön, so köstlich!“ Und ihre Blicke glitten leuchtend von Ort zu Ort. Die Veranda war eingehüllt von Kränzen; Blumenduft und Farbenreichtum überall.

Sie griff zuerst nach den Briefen. Von Mar war noch keiner da. Dann besah sie ihre Geschenke, und die drei Männer freuten sich über sie; man konnte nichts Lieblicheres sehen, als ihr Lächeln und ihr Vergnügen.

„Mein Lebtag bin ich noch nicht so gefeiert!“ rief sie ihnen zu.

Zuletzt kam sie an Demmins unscheinbare Blechdose.

„Was ist denn das? Ein Kartenfutteral?“ lachte sie.

Aber sie zog, es neugierig öffnend, keine Karte, sondern eine vorsichtig in japanisches Seidenpapier gefüllte Rolle heraus, und auf dieselbe war ein weißer Stoff gewickelt.

„Von Ihnen? Und das mir? Das ist ja —“

„Irgend ein Stoff, den Sie vielleicht einmal brauchen können, ich bitte, gnädiges Fräulein, nehmen Sie ihn von mir an!“

„Aber das ist ja der köstlichste Krepp, indischer Seidenkrepp.“

„Wirklich? Ist er gut?“ Und er fiel ihr schon in die Rede und erzählte, was er den beiden Alten gesagt. Es sollte ihn freuen, wenn das Zeug gut sei, dergleichen kaufte man da unendlich billig; er wußte nicht einmal genau, ob es ihm nicht von einem der reichen japanischen Handelsherren, an die er Empfehlungen gehabt, geschenkt worden sei.

„Es ist sehr schön und einer Prinzessin würdig und eigentlich viel zu wertvoll für mich!“ rief sie und dankte ihm dann, und er war sehr vergnügt und küßte ihr die Hand.

Ein wunderhübscher Morgen. So still und so glücklich waren sie alle. Der Kuchen vortrefflich geraten, und jeder der Herren mußte durchaus zwei Stück davon essen. Nur sagte Ihsen natürlich mehrermale: „Wäre doch Mar hier!“

Zu Mittag hatten sie Gäste, zwei befreundete Familien mit ihren Töchtern und zwei junge Herren. Man war sehr heiter bei dem anspruchslosen Mahl; der Amtmann hatte aber heimlich Champagner besorgt und Ihsens Enttäuschung, daß die Mittagsgäste wieder keinen Brief brachte, wurde zurückgedrängt durch das Gläserklingen und den launigen Toast, den der alte Herr auf ihr Wohl ausbrachte.

Da kam die Packetpost. Von Mar langte ein Geschenk an, ein reizendes Geschenk! Aber er hatte der Handlung nur Auftrag gegeben, von ihm selbst kein Brief dabei.

„Um fünf Uhr!“ sagte Ihsen sich.

Und um fünf Uhr kam wirklich auch ein langer Brief, den er gestern nur rechtzeitig hätte auf die Post geben dürfen! Aber Ihsen war ganz rot vor Freude. Dennoch schien es Demmin, als sei sie gleich nach dem Lesen eher traurig als froh, der alte wehmütige Ernst lag wieder in ihren Augen.

Die Freundinnen wollten schier außer sich geraten über das köstliche Geschenk von Demmin.

„Fürstlich! Königlich! Prachtvoll! Das mußt du als Hochzeitskleid tragen!“ riefen sie.

„Ich habe mir das auch schon gedacht!“ sagte Ihsen und sah nach Demmin herüber: „Sind Sie's zufrieden?“

Er nickte nur. Sonderbar, er hatte noch nie ernstlich daran gedacht, daß Ihsen Hochzeit halten würde.

Mar von Granzow kam zurück, ganz abgesehen von der Ueberbürdung mit schriftlichen Arbeiten, nach den äußerst anstrengenden Reisetagen. Er lehnte still und ermüdet neben Ihsen und hörte ihr lächelnd zu, als sie ihm von dem Geburtstage und den übrigen Erlebnissen der Woche erzählte. Zum erstenmal sah Demmin, daß er sie freudig und zärtlich anblickte.

Als er sich durch Ruhe ein wenig erholt hatte, erzählte er selbst lebhaft und frischer als sonst.

„Ich habe Ihnen auch einen durchlauchtigen Gruß zu bringen,“ sagte er zu Demmin. „Fürst Alexander von...“

„Ist er zurück? Wie kam er auf mich zu sprechen?“ fragte Demmin überrascht.

„Er hat ungefähr dieselbe Tour gemacht wie Sie und erwähnte das Abenteuer, welches Sie mit ihm bestanden —“

„Ah! In der Opiumhöhle bei San Francisco!“

„Sie hatten davon noch nichts erzählt; der Fürst ist Ihnen für Ihre Intervention sehr dankbar; er versicherte, sein Leben sei in Gefahr gewesen!“

„Das war es wirklich. Was macht er auch für tolle Streiche! Streit mit diesen wahnsinnig aufgeregten Chinesen.“

„Er will Ihnen schreiben. Sie sollen ihn durchaus besuchen. Sie waren, sagte er mir, wochenlang mit ihm zusammen.“

Demmin bejahte und ließ das Thema fallen. Dann wandte sich Granzow seiner Braut zu:

„Milly hat mir aufgetragen, sie bei dir anzumelden. Sie will nicht mit der Mutter ins Bad; sie langweile sich da halbtot, sie will die Zeit bei dir verleben.“

Milly war seine Cousine! Ihsen freute sich der Aussicht.

Dann gingen die Tage ruhig weiter, die Rosen begannen zu blühen. Die tausend kleinen Aufmerksamkeiten, welche Demmin für Ihsen hatte und die sie annahm wie etwas Selbstverständliches, gingen auch so weiter.

Man fand nichts darin, er war gegen alle alten und jungen Damen von derselben Liebenswürdigkeit.

Dann kam Milly, eine reiche Erbin: viel unvorben, wählerisch, ein wenig blasirt und doch ganz und gar, was sie ihrem Alter nach war, ein junges, lebensfreudiges Mädchen.

Sie wußte, daß sie gut, sogar sehr hübsch aussah. Aber in ihren dunklen Augen lag immer die kokette, demüthige Frage: „Mögt ihr mich auch? Gefalle ich euch auch so?“ Und daneben die Versicherung: „Ich möchte so gern, daß ihr mit mir zufrieden wäret!“

Ihre kleine reizende Figur steckte immer in den elegantesten, geschmackvollsten Toiletten, sie brauchte nur irgend ein Stück anzuziehen, so saß es chic und kleidete sie. Eine Blume, ein Schleifchen thaten Wunder an ihr; aber sie war auch niemals ohne irgend welchen derartigen Schmuck, und wie sie sich äußerlich putzte, so war sie unausgesetzt darüber aus, sich auch innerlich mit allerlei hübschen Citaten

und Phrasen zu schmücken, die sie bei guter Gelegenheit geschickt anzubringen wußte, ohne die Dichtung oder das Buch, aus dem sie stammten, je gelesen zu haben.

Die kleine Dame that eben alles für den Effekt, und das Urteil „der anderen“ bildete ihren Maßstab.

Bei alledem war sie ein frischer anmutiger Zuwachs des häuslichen Kreises. Jeder freute sich über sie, und sie empfand das mit Genugthuung und Dankbarkeit.

Es war ganz selbstverständlich, daß von jetzt an Demmin als ihr Cavalier angesehen wurde. Er fand sich auch vorzüglich mit seiner neuen Rolle ab und war eigentlich dabei ganz hingenommen von dem Vergleichen der beiden jungen Damen. Dies Studium interessierte ihn außerordentlich. Daß das Resultat nicht zu Gunsten Millys ausfiel, machte ihm keinen Kummer. Sie amüsierte und zerstreute ihn auf das angenehmste mit ihren tausend kleinen Bemühungen, Ilse den Rang abzulaufen, wo sie im Grunde doch schon an der eigenen Ueberlegenheit nicht zweifelte.

Er war in seinen Gedanken unartig genug, sie eine reizende kleine Marionette zu nennen, aber er sah ihren hübschen graziösen Kapriolen gern zu, denn von Ilse hatte er plötzlich wenig, da Granzow jetzt öfter kam.

Der selbe nahm seine Braut völlig in Anspruch; das war sein gutes Recht, aber seit der Amtmann darauf aufmerksam gemacht hatte, daß kaum Ilse's halbe Seele den Freunden sich zuwendete, weil die andere größere Hälfte immer Granzow umflatterte, fühlte Demmin diese ihr unbewußte Achtslosigkeit.

Nun, konnte man sich wundern? Und war es nicht dagegen eine Herzensfreude zu sehen, wie Ilse strahlte, wie sie lächelte, weil Max Granzow sie durchaus am Arme haben, nur mit ihr zusammen sein wollte? Demmin beobachtete ihn heimlich unausgesetzt; nie sah er jemals die eigentümliche Nichternheit Granzow's ganz verschwinden. Und während ihn dies für Ilse ärgerte, sah er es doch mit heimlicher Befriedigung.

„Keine Fürstin kann sich einen aufmerksameren Cavalier wünschen, als Ilse in Herrn von Demmin hat,“ sagte Milly. „Du machst es dir dafür bequem, Max! Demmin trägt ihr Tuch, ihren Schirm, holt ihre Handschuhe, besorgt ihr Briefpapier. Demmin —“

„Heißt darum auch schon lange Figaro!“ ergänzte dieser und lächelte ein wenig melancholisch.

Ueber Granzow's Gesicht war ein sonderbarer Ausdruck von Unbehagen geflogen. Nur Milly sah es; Ilse und Demmin blieben ganz unbefangen.

„Ich habe ja auch sonst Gott in der Welt nicht das mindeste zu thun!“ setzte Demmin noch hinzu. Und dann fragte er Milly mit scherzhafter Unruhe, ob sie sich über ihn zu beklagen habe.

„Freilich! Ich will meinen Cavalier für mich allein!“ versetzte sie koch. „Laßt Max nur seine Galanteriepflichten einmal ernstlich nehmen!“

Als sie am Abend vom Seehaus zurückgingen — man machte jetzt Millys wegen täglich kleinere oder größere Partien — trug Max selbst Ilse's Tuch.

Es war Demmin, der dasselbe gesucht hatte, als hätte ihm Granzow eine Beleidigung zugefügt. Heiß schoß ihm das Blut in den Kopf.

„Nicht einmal das gönnt er mir!“ rief es in ihm, und eine fieberhafte, zornige Aufregung überkam ihn.

Granzow und Ilse gingen plaudernd und lachend vor ihm und Milly her.

Milly sagte, sie habe ihn noch nie so lustig lachen und plaudern hören und amüsierte sich ihrerseits vortrefflich.

Demmin's Begleiterin stützte sich schwerer auf seinen Arm, ihre kosen, schmeichelnde Stimme klang dicht vor seinem Ohr, und was sie halb im Scherz und halb im Ernst plauderte, war für jeden Mann angenehm zu hören!

„Verliebe dich doch! Sie ist allerliebste; ein bißchen kokett, aber das steht ihr gut, ein bißchen oberflächlich, aber was soll einer Frau die Tiefe der Seele? Sie geht nur um so eher daran zu Grunde. Verliebe dich doch! Sie hat dich gern! Und siehst auch nicht schon jeder darauf an, ob ihr ein Paar werdet?“

So gingen Demmin's Gedanken wild und unruhig hin und her. Vor sich hörte er immer Ilse's Stimme, neben sich die Millys. Eine ungeduldige, qualende Unruhe hatte sich seiner bemächtigt. Wenn er sich doch nur in Milly verlieben könnte! Es wäre für ihn in jeder Hinsicht gut. Er hatte nicht Heim noch Haus und sehnte sich danach; niemand, der sich um ihn kümmerte und sorgte; dies Gefühl hatte ihn schon vor Jahresfrist gepackt und zuletzt nicht mehr losgelassen, ihn übermächtig heimgetrieben. „Keine Seele, die nach mir fragt!“ klagte die innere Stimme schon lange. Er wußte das jetzt, hatte es nur nicht wissen wollen. Hier hatte diese Stimme geschwiegen.

Ein Weibchen vergaß er dieselbe, hörte sie nicht mehr, weil er zwischen den lieben Menschen sich wohl fühlte; jetzt war sie wieder da und die Unruhe dazu, die ihn weiter trieb, und er wußte nicht einmal, wohin er sollte? Er mochte nicht mehr reisen.

„Verliebe dich! Heirate! Dann ist dir geholfen!“ rief die Stimme.

Als sie zu Hause ankamen und im hellen traulichen Zimmer beim Thee saßen, glühten Millys und Demmin's Augen anders als sonst. Er sah nur sie, sprach nur mit ihr, sagte ihr allerlei Schönes mit wärmerem Tone und erregteren Mienen.

„Endlich wird er warm!“ flüsterte Milly beim „Gute Nacht“ Ilse lachend zu. Sie sah äußerst zufrieden mit sich aus.

(Fortsetzung folgt.)

Taormina.

Ein Frühlingsbild aus Sizilien.

Von Ernst Keiter.

Nachdruck verboten.

Ein ganz unerklärliches, aber unstreitig kostbares Spiel des Geistes — und gewiß ist Aehnliches in ähnlicher Lage manchem schon begegnet — brachte mir immer von neuem den Anfang der „Bürgschaft“ in den Sinn. Die Gestalten Dionysios' des Tyrannen und Mörös' standen fast lebhaft vor meinem inneren Auge, und ob ich auch bald zur Rechten, bald zur Linken durch die geöffneten Coupéfenster hinausblinnte in die wahrhaft paradiesische Gegend, die Worte des Dichters und mit ihnen die schattenhaften Figuren der Ballade wollten nicht weichen.

Draußen lag ein herrlicher, sonnengoldiger Morgen, ein Morgen der ersten Frühlingsstage, als mich der Eisenbahnzug an der Ostküste der Insel Sizilien, immer knapp am Gestade, von Messina weg, auf der Linie nach Syrakus hinführte. Aus den wohligen lauen Düften der üppigblühenden Orangengärten, aus der kühlenden Brise der leuchtenden funkelnden Fluten des Jonischen Meeres wehte es mir entgegen, wie ein Hauch aus längst versunkener hoher Welt, und dieser Atem einer klassischen Zeit zauberte ein Heer von Gedanken, eine Fülle farbenreicher Bilder herauf, die wie die Bilder der Laterna magica ineinander und auseinander flossen und so immer neue Tableau's wachriefen.

Zur Rechten des Zuges schlossen im Hintergrunde großartige Gebirgszüge, die wie Kieienwände in die reinblaue Luft strebten, die märchenhaft schöne Landschaft ab, während sich bis zur Bahnstraße in den allernächsten Vordergrund die dunkelgrün glänzenden Gärten mit ganzen Wäldern von Citronen- und Orangenbäumen ausdehnten. Und auf den terrassenförmigen Anlagen der Berg- und Hügelwände, auf Flächen in den Thälern da und dort, erblickte man Weinpflanzungen in geradezu biblischer Fülle. In allen Schattierungen grünte das frische, saftvolle Grün herüber zu dem vorbeifahrenden Zug, und die beiden Landschaftsmaler in unserer Reisegesellschaft versuchten mehr als einmal das fähne Kunststückchen, die pittoresken Scenerien mit dem Stift festzuhalten und die eigenartigen Tinten und Töne der abwechselungsreichen Farbenskala zu notieren, um daheim diese flüchtigen berückenden Beduten nochmals hervorrufen zu können. Längs des Schienenweges der Eisenbahn ziehen sich als natürliche Hecken Kastussträucher hin, meist in mannshoher Größe, die mit ihren breiten, fleischigen, stacheligen Blättern dem Bilde den charakteristischen Ausdruck, die echte Eigenart geben. Und zur Linken des Zuges, der mitten durch die üppige Welt der Orangen- und Citronenwälder eilt, dehnen sich bis zum Meere gleichfalls diese duftenden Gärten aus, und über das goldbeglänzte Tiefgrün derselben funkelt das tiefe Blau des Meeres herüber, eine Farbenzusammenstellung, die kein Meister des Pinsels in solch berückender Weise zustande brachte.

Tausend und abertausend Demanten glitzern auf dem durchsichtigen, kaum bewegten Spiegel draußen, und nur von Zeit zu Zeit blinzt ein schneeweißes Pünktchen auf der blauschimmernenden, vom Goldhauch der Sonne umflossenen Meeresfläche, das Segel eines Fischers der Küste, der die kühleren Tagesstunden zum Fange ausnützt.

Im rechtsseitigen Coupéfenster erscheinen nun die weißen Villen von Galati mit ihren grünmarmeladen Terrassen, von denen weg das vielstellige Weinlaub kaum einen Ausblick gewährt. Wohin das Auge schaut, nichts als Wein und Wein und die Goldkugeln der Citronen und Orangen im dunklen Baumgrün; alles fast unendlich und ungeschlungen von dieser üppigen Welt. Kaum hier und da guckt sie hervor aus der grünen Zone, die flachdächerigen schneeweißen Häuschen der Landleute und die reizenden Campagnen der reichen Messineseer. Aus den offenen Fenstern drüben winkt ein flatterndes Tuch, und ein liebes Köpfchen nickt mit strahlendem Gesichtchen herüber. Was für süße, selige Geschichten könnten sich in diesen märchenhaften Villen abspielen! Aber graulich steigt der Zug weiter, und nach wenigen Augenblicken zeigt sich schon ein anderes Bild. Ueber breite Fiumaren, die steinigen, ausgetrockneten Flussbetten, läuft der Zug; die Berge zur Rechten im Hintergrunde verschieben sich ineinander; Thäler thun sich auf und schließen sich wieder, um einer andern Scenerie Platz zu machen. Immer aber öffnen sich reizvolle Perspektiven, wunderlichsche Naturgemälde, die eine Fülle malerischer Details zeigen, von denen jedes einzelne nicht nur den Maler zu einem Aufenthalt zwingt, sondern jeden Reisenden mit einem geheimen Zauberbann umstrickt und zu fesseln sucht.

Dort oben, hoch auf felsiger Bergwand, ein Bijou von unvergleichlichem Reiz, liegt das prächtige Klostergebäude S. Placido, und unten im Thale dehnt sich das große Dorf Giampileri aus mit seinen Veranden und Gärten, seinen Campanilen und seinem kleinen geschäftigen Treiben in der breiten Gasse, auf der belebten Piazza und bei den plätschernenden Brunnen. Auf der im Sonnengold hellleuchtenden Bergstraße trabt ein Maultier mit Körben herab, ein Mönch schreitet nebenher; überall lebt es auf dieser sprühenden, echt sizilianischen Dorfwelt. Immer neue Beduten fliegen vorüber, eine immer schöner, farbenreicher, märchenhafter als die früheren; in jeder einzelnen ein Neues, Fesselndes, Reizvolles, Zauberhaftes, das der Blick bisher noch nicht erpäht; ein Eigenartiges, Charakteristisches, das unser Auge bezaubert, unsern Sinn erhebt, unser Herz, unsere Seele freudig bewegt. Durch Tunnels läuft der Zug, vorüber an allerliebsten Dörfern, an Winzerhäuschen, die aus dem grünen Meer der Weinpflanzungen hervorlächeln. Wieder ein ausgedehntes Dorf: Scaletta, das sich ungemein pittoresk zur Rechten des Bahnweges ausbreitet. Man sieht in die Fenster der Wohnungen, gleichsam ins Herz der bäuerlichen Bevölkerung. An der Hauswand dort ist ein Muttergottesbild angebracht, davor hängt die brennende Lampe, wie dies hier zu Lande üblich. An vielen anderen Häusern zeigen ähnliche Madonnen den frommen Sinn der Sizilianer. Und das malerisch gelegene Kastell dort oben in sanfter Höhe ist die Wiege des Fürstengeschlechts der Scalletti, deren Reichthum auf der Insel sprichwörtlich geworden ist.

Doch immer weiter und weiter. Reizend ruht da zur Linken — nach manchem andern Weiler — das kleine Nizza di Sicilia an meerbespülter Bucht. Wie ein Spielzeug für artige Kinder, wie eine niedliche Tändelei, so zart erscheinen

die Häuschen, die Menschen, die Boote im winzigen Hafen. Im goldigen Dufte atmet da alles. Und dort zur Rechten der Bahn dehnen sich die weiten finsternen Wälder aus, in welchen sich Heinrich VI. den Tod geholt.

In den breiten Fiumaren, die sich von Zeit zu Zeit zeigen, schreiten trotz der Glut des Tages einzelne Landleute neben ihren Tragtieren dahin; hinein gegen die Berge oder heraus zum Meer. Hoch oben, kaum erreichbar für den Blick, scheinbar unzugänglich für den Menschen, baut sich auf einem Felsenberge die Stadt Forza auf. Wieder geht es durch Tunnels, durch das Cap di S. Andrea. Jetzt erblickt man schon das Vorgebirge von Taormina und die Ruinen des Theaters. Stundenlang möchte man noch so dahinjahren und immer nach rechts und links ausschauen; bald nach dem Felsenlande mit seinen Dörfern, Flecken, Burgen und Ruinen, die uns so viel erzählen, bald aber hinüber zur weiten Meeresfläche, auf der die brennenden Sonnenpünktchen tanzen.

Ueber uns, auf dem Rücken dieser Felsgebirge, laufen die Risse Tauromeniens, hier war die Grenze zwischen dem alten Messana und Ragos. Wieder tauchte jetzt meinem Geiste der Tyrann von Syrakus auf, Dionysios, der die Stadt da oben auf dem Steinberge gegründet hatte 396 v. Chr., das Tauromenium der Sikuler.

Giardini! Die Bahnstation für die Spaziergänger nach Taormina. Hier machen wir Halt, um von dem schönsten Aussichtspunkte Siziliens einen Blick auf das herrliche Bild unter uns und um uns zu thun. Einige hundert Schritte auf der Straße zurück gegen Messina zweigt ein Serpentinweg zur Linken ab und steigt empor zur alten historienreichen Felsenstadt. Langsamem Schrittes geht es aufwärts den bequemen, doch steinigen Pfad. In dunkler Bläue, in wolkenloser Schönheit, strahlend und leuchtend, wölbt sich das Firmament über der prangenden Insel, über der ultramarinblauen Bucht und über der weiten unübersehbaren Fläche des Jonischen Meeres, das sich drüben, jenseits der Bahntrasse, ausdehnt. Mit jedem Schritte nach aufwärts entfaltet sich auf diesem Wege ein großartigeres Gemälde, dessen Farbenzauber, dessen wahrhaft klassische Konturen das Sinnes und Empfinden des Wanderers voll auf gefangen nehmen. Von unvergleichlichem Reiz sind diese Töne und Nuancen, ist diese Pracht der Farben, dieses Intarnat der Tinten, und keinem, der dies Bild einmal erschaut, wird es je mehr aus der Erinnerung entschwinden.

Durch ein enges Gäßchen gelangt man nach dreiviertelstündigem Aufwärtssteigen in die Hauptstraße des Städtchens, auf den Corso Umberto. In den meist niederen alten Häuschen lebt und hantiert alles mit echt-italischer, echt-sizilianischer Geschäftigkeit, Lebendigkeit, Müßigkeit. In den kleinen, der Straße zugekehrten Werkstätten und offenen Läden klopfen die Schuster, pochen die Schreiner, hämmern die Sattler, die Klempner, in den Hausthüren und vor denselben plaudern und schwagen die Weiber, lachen und schreiben die Kinder, und diese und jene scheinen nur wenig Zeit auf ihre Toilette verwendet zu haben. Mit zerrautem Haar und in nicht allzu reinlichen Kleidern treiben sich die Frauenzimmer da draußen umher, und die kleinen Rangen, welche sich auf dem Wege balgen und raufen, haben sich ebensowenig mit dem Wasser befreundet, so schmutzig und unjauber sehen sie aus. Aber in den nachtschwarzen Mergeln der Kinder, in den leuchtenden Augen der Weiber flammt das echte Feuer, die ganze lodernde Glut der Inselmenschen auf, sizilianisches Blut rollt in den Adern und durch die Herzen dieses Völkchens.

Diese Hauptverkehrsstraße des interessanten Bergstädtchens ist so recht das Prototyp eines alt-sizilianischen Nestes. Aus jedem Laut, aus jedem Ruf, aus jedem Lachen hören wir das Wesen des Sizilianers, in jeder Geste, Miene und Bewegung sehen wir das unverfälschte Kind der Insel. Jedes Plätzchen, auf dem die zerkumpten, armen, halb-bäuerlichen Kinder spielen, wird zu einem jener meisterhaften, unüber-trefflichen Genrebilder, wie sie z. B. Chierici aus dem italienischen Dorfleben malt und die alle Welt heute schon kennt und schätzt. Maler des Kleinlebens der Gasse fänden hier wirklich eine unerchöpfliche Fundgrube von Motiven für eine Reihe prächtiger Gemälde.

Der erste Gang in Taormina führt unbedingt nach dem alten Theater, zu den Ruinen des griechisch-römischen Museiontempels. Wer aber könnte diese Trümmerstätte, diese ehrwürdigen Reste einer mehr als zweitausendjährigen Vergangenheit beschreiben, schildern, wer diese tote Welt dem Leser, der sie nie gesehen, in ihrer ganzen Erhabenheit und Größe, in ihrer stillen Schönheit und klassischen Bedeutung veranschaulichen? Wer vermöchte beschreibend den geheimen Zauber, der über diesen geborstenen Säulen und Kapitälern, über dem Bühnenraum, über den Gängen, über den weiten Bögen der Sitzreihen ruht, heraufzubeschwören, wie er doch hier an der Trümmerstätte dem Besucher sich belebt und fast zu wirken scheint? Wie ein Hauch, wie ein Atem zieht es von diesen geheiligten Ruinen weg, und jedem, der im Geiste stimmungsvoll zurückblickt in verrauchte Jahrtausende, erwachen Bilder jener klassischen Zeit und jenes klassischen Lebens.

Da unten, dort drüben blaut das unendliche Meer aus der Tiefe empor und herein durch die hohen, noch aufrechtstehenden Säulen. Und die Sonne vergoldet diese tote Welt, in der es einst, zur Zeit der Griechen und dann der Römer, widerhallte von dem Applaus der begeisterten Zuhörer.

Dem Träumenden scheint es ein Festtag heute. Ein neues Lustspiel von Aristophanes wird aufgeführt, und jedes leise gesprochenes Wort dringt in die Höhe zu den Lachenden, deutlich und klar vernehmbar. So hat der Himmel geblaut, der Aethra geachtet, so stiegen die feinen durchsichtigen Schleier in den Aether, als einst die Tausende hier auf das Wort des griechischen Mimens horchten. Kein Laut aber dringt jetzt herein in dieses stille Reich aus dem Städtchen, von den Menschen, die drüben in Taormina schaffen und sorgen. Dort steigt die Niesenpyramide mit schneebedeckter Spitze in die Himmelsbläue auf, und im Bogen nach rechts hin heben sich der Berg von Mola, der Monte Benere, der Monte Irreto in den ungetrübten sonnenhellen Himmel. Totenstill ist's ringsum. Nur in den unfernen Gärten, in den Vorberbüschen, in den Myrten singen die Nachtigallen. Aber ihr süßes Flöten stört die hehre Einjamkeit, die Sabbatrube nicht, welche auf dem Bühnenraum, in der Orchestra, auf den steinernen Sitzreihen des Auditoriums ruht.

Zu jeder Tageszeit aber erscheint die Scenerie von Taor-

mina, das Theater, die nahen Höhen, das Kastell, Mola hoch oben auf der Bergwand, in anderer Beleuchtung, in anderen Reizen. Immer finden wir das einzig schöne Bild stimmungs- voll, immer gleichsam als einen Abglanz unseres Innern. Wie wunderbar zeigt es sich doch dem Beschauer am frühen Morgen, wenn die ersten Sonnenstrahlen die zackigen Häupter der nahen Berge vergolden und die Schneespitze des Aetna wie Feuer glüht? Wie märchenhaft am Abend, wenn die letzten Lichter des versinkenden Gestirns von der Ruinenstätte, von den Bergen scheiden? Und wie eigen ist es wieder auf diesem Gräberfeld, das zwei Jahrtausende deckt, wenn die ersten Dämmer dahinschnehen?

Zwischen diesen Säulen scheint es sich dann zu regen und eine Welt der Schatten will lebendig werden. Menschen aller Zeiten ziehen vorüber. Das Kastell unter den Mandelbäumen, einst die Akropolis der Sikuler, belebt sich wieder. Diese haben sich 394 v. Chr. den Karthagern angeschlossen, und nun zieht Dionysios gen Tauromentium, um es zu befreien. Dessen Soldner halten die Stadt besetzt, bis Andromachus die versprengten Bewohner von Naxos, das Dionys 403 v. Chr. zerstört hatte, hier ansiedelt. Da unten landete Pyrrhus, den Tyn-darion nach Sizilien rief; dann wieder Hieron II. von Syrakus; dann Octavian, der die Tauromenier ihre Untreue schwer büßen ließ.

Eine stolze wehrhafte Stadt lag sie oben auf dem steilen Felsen und galt lange für uneinnehmbar. Aber im zweiten Jahre des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung eroberten sie die Sarazenen unter dem wilden Ibrahim-ibn-Ahmed, dessen barbarische Scharen alle Einwohner, alt und jung, ermordeten und die Stadt verbrannten. Selbst das kleine Mola oben auf der Felsenhöhe, das heute wieder so freundlich herabgrüßt nach Taormina, ward dem Erdboden gleichgemacht.

Sechzig Jahre später — wieder stand ein Städtchen auf dem Berge — stürmten neuerdings die kriegerischen Söhne des Propheten heran und gründeten da eine arabische Kolonie, welche sie Moezzia nannten. Etwa hundert Jahre hernach, 1078, gelangte die Stadt unter der Herrschaft der Normannen zu neuer Blüte.

Die reiche Geschichte der Insel blieb selbstverständlich auch auf die Geschichte der alten Felsenstadt nicht ohne Einfluß. Alle Kämpfe und Bewegungen auf Sizilien spiegeln sich auch hier oben merkbar ab. Im Jahre 1676 hatten sich die Franzosen Taorminas und Molas bemächtigt; aber im darauffolgenden Jahre überrumpelten beherzte Einwohner der Stadt das Kastell in Mola und blieben in den Gefechten Sieger, sodas die französische Besatzung auch die alte Tauromenierstadt freigeben mußte. Im Jahre 1849 erschienen noch die Truppen Filangieris, des „Herzogs von Taormina“, um die Stadt nach schwacher Gegenwehr zu besetzen. Im Herbst 1860 schiffte sich Garibaldi nach seiner Befreiungsfahrt auf der Insel unten in der Bucht von Giardini ein, um hinüber nach Kalabrien zu segeln.

Wie die leichten flüchtigen Rauchwölkchen oder Nebelschleier, welche jetzt den schneeglitzernden Gipfel des Aetna verfüllen und ihn nun wieder in seinem majestätischen Glanze zeigen, so fliegen die dämmerigen Bilder aus der Geschichte Taorminas durch unser Denken, unser Erinnern.

Drüben, drunten blaut in einziger Schönheit das Ionische Meer; über der Küste Kalabriens funkelt die Sonne, und die kleinen Uferörtchen blitzen in dem goldigen Lichte wie Diamanten.

Die heilige Elisabeth.

Der das schöne Hessenland bereist und in dem malerisch gelegenen Marburg verweilt, verläßt sich nicht, die unergleichen Elisabeth-Kirche zu besuchen. Ueber dem Grabe der namengebenden Heiligen legte einst Landgraf Konrad mit den deutschen Ritters den Grund zu diesem herrlichen Bau: als kostbarstes Heiligtum umschließt derselbe heut das Standbild der milden frommen Fürstin, deren Leben die Legende mit einem Kranz anziehender Arabesken umgeben hat, und in verschlossener Sakristei steht ihr Sarg, eine kostbare Lade, deren Bildwerk die Landgräfin in Gesellschaft des Heilandes, der heiligen Maria wie der zwölf Apostel sinnig darstellt. Unter ihren Zu-



Die heilige Elisabeth. Gemälde von Wilh. Volz.

Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.

genden, die ihr die Heiligsprechung seitens der Kirche erworben haben, ragte vor allen die Milde gegen Arme und Elende, die barmherzige Selbstlosigkeit, die auch vor eigener bitterer Entbehrung nicht zurückschreckte, hervor. Von ihrer Wartburg aus, wo sie als Gattin des Landgrafen Ludwig lebte, überwachte sie mit hingebendem Erbarmen die Not des Landes, das Elend der Erwerbslosen, Armen und Kranken, und täglich schritt sie hinaus, die am Thor harrenden Jammergestalten zu nähren, zu erquiden und zu trösten. — Die Grausamkeit des Landgrafen Heinrich Raspe, der ihrem frühverstorbenen Gemahl im Besitz Thüringens folgte, machte sie selbst heimlos, obdachlos; erst nach langen Leiden fand die fromme Fürstin bei ihrem Ohm, dem Bischof von Bamberg, Aufnahme, wo sie blieb, bis der Landgraf in sich ging und ihr einen würdigen Besitz zurückgab. Die Stadt Marburg mit ihrem Gebiet ward ihr als Wittum ausgefetzt; hier wirkte sie, ganz hingegen den Werken der Barmherzigkeit, bis an ihr Ende; der Tod nahm sie am 19. November 1231 aus diesem Erdenleben sanft hinweg.

Sein alter Schatz.

Novellette von A. Godin.

Nachdruck verboten.

Ein feiner, dauerhafter Landregen fiel seit gestern und gab sein Nachgrau getreulich weiter. Die Hauptstraße des Städtchens schwamm in der lehmigen Feuchte, wie sie nur zwischen schlechtem Pflaster so durchdringt, die Bürgersteige bekamen stumpfen Glanz, so oft aus den abwärts führenden Rinne ein neuer Schuß Wasser über sie hinfürzte.

In den Häusern jah es um diese Morgenstunde kaum freundlicher aus, die Wolkenschwere lag verdunkelnd hinter den Fenster Scheiben und ließ sogar in das große Wohnzimmer des geräumigsten Hauses am Marktplatz nur so viel oder so wenig Licht eindringen, daß der Frühstückstisch den dort Beschäftigten hinreichende Helle bot. Eine Wachstuchdecke war darüber hingebreitet, die Tassen eben geleert. Der Herr Bürgermeister las seine Zeitung; er liebte nicht, bei diesem Werke gestört zu werden, deshalb verhielt sich die Familie mäschenstill, um so gewissenhafter, als eine senkrechte Falte auf der Stirn des Hausherrn verriet, daß er heute nicht gut gelaunt war. In der Haltung seines Oberkörpers lag, obgleich er sich zurücklehnte, eine Strammheit, welche den ehemaligen Offizier spüren ließ. Das leicht gewellte Haar, Schnurrbart und Hände waren sehr gepflegt, die Hauskleidung, nicht ohne Eleganz, pünktlich angelegt.

„Papa!“

„Störe mich nicht!“ brummte der Vater ohne Blick auf seinen ältesten Sproßling, der mit einem Schulhefte dicht vor ihm stand.

„Du hast ihn gestern abend wegen Nachsehens der Exempel auf heute früh vertröstet, es ist dreiviertel acht,“ sagte eine sanfte Frauenstimme.

Der Hausvater blickte auf, murmelte Unverständliches, streifte seine Frau, dann den harrenden Knaben mit zerstreutem Auge und nahm das Heft. Dankbar sah der hübsche Junge zur hilfsreichen Mutter hinüber. Beide tauschten einen zärtlichen Blick. Sie glichen einander sehr; der Schüler hatte dieselben nußbraunen Sammetaugen, dasselbe Grübchen im Kinn.

„Windhund!“ rief der Papa und hielt dem Bestürzten eine Zifferreihe dicht vor das Näschen. „Da steht ein Bock, viel größer als du! Aufpassen!“

Das Schrecknis aller jugendlichen Streber, das große Einmaleins, wurde durchgeplüßt. Dann lief das Büschchen eiligst aus dem Hause, zwei Kleinere falteten ihre Servietten zusammen und trollten sich nach der Kinderstube, aus der die schrille Stimme eines Baby sich energisch vernehmen ließ.

Der Hausherr legte Zeitung und Cigarrenspitze aus der Hand, dehnte sich und sagte besser gelaunt: „Na, jetzt ist Ruhe, wir haben noch ein Stündchen vor uns; ich lese dir die interessante Broschüre vor, die Minna uns schickte.“

„Heut abend, Kurt! Jetzt muß ich zu den Kindern, heut ist Waschtage.“ Er warf das Heftchen unmutig auf den Tisch, sprang auf und trommelte an der Fensterscheibe. Frau Emma folgte ihm und tippte lächelnd seine Hand:

„Schilt nicht! ich hörte dir ja viel lieber zu.“

Sie war, während sie mit den braunen Augen zu ihm auf sah, zu hübsch, um nicht seine Ungnade zu beschwichtigen.

„Wenn's nicht anders ist — Herrgott, welche Lunge der kleine Racker hat!“

Die Mutter flog hinaus. Ihr Gatte blieb noch ein paar Minuten am Fenster stehen und starrte tief sinnig nach der Pflanze gegenüber. Ein paar Mägde standen, grobe Tücher über den Köpfen, schwachend am Brunnen, sonst nichts Lebendiges auf dem Platz, bis etliche Schweine grunzend vorüber trieben, denen ein knarrender Wagen folgte: „To — rf, To — rf!“ klang's heiser auf.

„Prosa! Prosa!“ Der Seufzer kam kaum verständlich zu Wort, drang aber aus tiefstem Herzensgrunde. Sein Autor sah nach der Uhr, ging melancholisch pfeifend eine Weile im Zimmer auf und nieder und begab sich dann nach der Amts-



Ostergruß.

Seit am Kreuze ausgerungen
 Welterlösend Gottes Sohn,
 Ist ein hohes Wort erklingen
 Segensvoll von Gottes Thron.

Ueber Berge, Thäler, Klüfte
 Schwingt es hin wie Sphärensang.
 Engel tragen durch die Lüfte
 Weihervoll den heil'gen Klang:

„Auferstanden, auferstanden
 Aus der Gruft ist Gottes Sohn,
 Löste euch aus Todesbanden,
 Löste euch von Sündenlöhn.

Auferstehn aus Grabestiefen
 Warb euch Seine Gnadenhuld,
 Weckt' die Seelen, die da schliefen,
 Tief verstrickt im Bann der Schuld.

Auferstehn soll auch die Erde,
 Starrend unter Winters Wehn,
 Ihr auch tönt Sein mächtig „Werde!“
 Auferstehn! Auferstehn!

Ostergruß.

Originalzeichnung von A. Zick.

stube. Dieser Raum, der größte des Hauses, diente doppeltem Zweck; der erste Blick auf seine Einrichtung verriet, daß er zugleich Dienstbureau und Privatzimmer des Besitzers war. Unweit der Eingangstüre stand frei in der Mitte ein mit vielen Fächern und Schiebläden versehener Schreibtisch riesenhaften Umfangs, von unerkennbarer Amtsmiene. Ein hochlehniiger Stuhl davor, ein zweiter daneben, ringsum Leere. Der Hintergrund des Gemaches wohllich, ja elegant ausgestattet. Die chaise longue mit dem Raucherischen am Kopfende, ein moderner Schreibtisch, von dessen Platte Bronzen in mancherlei Formen schimmerten, die reichgefüllte offene Bücherstange und ein ans letzte Fenster gerückter, bequemer Amerikaner bildeten mit ihrem Untergrund schöner Teppiche und Felle ein Ganzes, das auf verwöhnte Ansprüche schließen ließ.

Dorthin richtete Kurt von Nieder seine Schritte; langsame Schritte, das linke Knie des stattlichen Mannes war steif. Sein Gesicht hatte sich erhellt, als er eingetreten war und mit dem scharfen Soldatenauge sogleich einen Brief wahrnahm, der auf seinem Pulte lag. Korrespondenz wurde ein für allemal direkt in sein Zimmer gebracht. Die Handschrift schien ihn zu befriedigen, er sah belebt aus, als er das bereits sehnlich erwartete Blatt aus dem Couvert zog und überflog. Nur zwei der kleinen Seiten waren beschrieben:

„Du hast mich so berebt in Dein Taschulum eingeladen, alter Freund, daß ich nicht widerstehe und schon morgen bei Dir eintreffen werde. Um welche Zeit läßt sich nicht im voraus sagen, da Dein Nest keinen Bahnhof aufweist und die Post ein zu antediluvianischer Greuel ist. Ich komme daher, wie es dem Kavalleristen ziemt, zu Pferde. Sehr neugierig bin ich, mit eigenen Augen zu sehen, wie Du Dich als Familienvater und ehrfamer Bürgermeister ausnimmt. Die bloße Vorstellung macht mich lachen und weinen zugleich. Armer Kerl! Der stotterte Husar, und nun, durch die verdammte Kugel, zum ewigen Nilsterium verurteilt. Wie Du's anfängst in Deinem Pojemudel nicht zu veräuern, das spannt wirklich meine Neugier. Jedenfalls hoffe ich Dich aufzumuntern. Wir jagen und plaudern von alten, jungen Zeiten. Entfinnst Du Dich noch der pikanten Silba, in die du so verschossen warst, daß Du Dir das Lebenslicht ausblasen wolltest, als Dein Alter die Heirat nicht zugab? Es war ein Blümmel und nicht von schlechten Eltern. Deine Frau kennen zu lernen freu' ich mich, jeder ist ihres Lobes voll. Empfiehl mich ihrer Gnade. Auf Wiedersehen! Eberhard von Trüben.“

Kurt strich vernügte den Bart; heitere Gedanken lagen, zu kleinen Schmunzeln förmlich verkörpert, um seine Lippen: etliche gute Tage in Aussicht, wohlverstanden, wenn der hier aushält! Doch eine Nase in dem ewigen Einerlei. Also heute schon, das muß Emma gleich erfahren — hui! sie hat Wäschetag, na, das wird gut werden. Ihre Sache. Macht die Hausfrau fiasco, so wäscht der Mann seine Hände in Unschuld. Ich schick' ihr den Brief hinüber, hab' keine Lust, mir durch ein verblüfftes Gesicht die gute Laune stören zu lassen. Er nahm das Blatt wieder auf, überlas die zweite Seite und lachte. Ob ich mich Silbas noch entsinne? Die gehört wahrhaftig nicht zu denen, die man so schlankweg vergißt. Uebrigens, ich habe wirklich lange nicht mehr an den alten Schatz gedacht.

In seinen hellen Augen blühte Jugend. Ohne sich zu erheben, zog er eine der Laden des Schreibtisches auf, hob sie heraus und begann darin zu kramen, bis eine Photographie in schmalen Rahmen zwischen seinen Händen lag. Das etwas abgeblaßte Bild zeigte einen reizenden Mädchentopf; die stark herausgewölbte Stirn unter krausen Locken, prachtvoll blaue Augen, ein etwas großer, allzu volllippiger, aber durch einen schalkhaften Zug verführerischer Mund machten den Eindruck üppigster Lebenskraft, den die für ein so junges Geschöpf stark entwickelte Büste noch erhöhte.

Kurt betrachtete das kleine Bild minutenlang; das Lächeln, womit er es aufgenommen, war verschwunden, seine Gedanken spannen Fäden rückwärts und vorwärts. „Schade, ewig schade, das wäre die rechte Frau für mich gewesen! Dieß Temperament hätte sich überall freie Bahn geschafft. Mein Papa behauptete zwar, sie hätte für seinen Geschmack zu viel Temperament — dummes Zeug! Gerade am häuslichen Herd hat man Feuer nötig, um sich zu wärmen; wo sie war, da nahm Langeweile sofort Reißaus, wenn sie nur von weitem herankam, überrieselte mich's und reizte alle Lebensgeister! Sie hatte Talent zu allem, zur Sandpomeranze hätte sie aber keins gehabt, die brächte so gar in eine Bürgermeisterei Lust und Leben!“

Er seufzte. „Möchte wohl wissen, wer von all den Werbern zuletzt die Braut heimgeführt hat — nein, ich mag's nicht wissen! Verwünscht sei der Glückspilz! Ob sie noch so teuflischmäßig hübsch ist? Zwölf Jahre — lang, lang ist's her.“

Mitten hinein in diese Gedankenansflüge tönten neun langsame Schläge des Regulators, und noch war der letzte nicht verhallt, als die Thür sich aufthat und der Amtsbote Schrippe, ohne zu klopfen, ins Zimmer trat.

Der Bürgermeister warf hastig, wie ein ertappter Schüler, das Bildchen in die Lade zurück, schob sie zu und gelangte mit einigen großen Schritten zum dienstlichen Schreibtisch, wo er sich verbrießlich niederließ und die ehrfürchtige Begrüßung des Untergebenen mit knappen Kopfnicken erwiderte. Der Bote entnahm einer alten Ledermappe, die er unter dem Arme getragen, einige gestempelte Briefe großen Formats, legte sie auf das Pult und meldete dann eintönig: „Die Parteien, welche der Herr Bürgermeister des Vergleichs wegen herbestellt haben, Martin Rauch und Hans Schleich, sind draußen.“

„Sollen warten.“ Der Vater der Stadt öffnete eines der Schreibe, seine Stirn verfinsterte sich: „Revision, morgen — hol' sie alle der Kuckuck! Nun fällt die Jagd ins Wasser!“

„Der Regen hat die Kirchhofsmauer unterwaschen, rechts vom Bitter ist ein gutes Stück eingestürzt,“ hob der Amtsdienner an, ohne sich durch des Gestrengen ungeduldige Bewegung im Vortrag stören zu lassen, „und auf der Chaussee hat einer letzte Nacht den Meilenstein Nr. 5 ausgerissen. In der neuen Baumschule sind sechs Obststämme zu Schaden gekommen, die haben wir aber —“

„Was habt Ihr?“ fragte der Bürgermeister ärgerlich; die Baumschule war seine Lieblingsbeschäftigung.

Die bösen Buben, Klaus Hoff und Frize Klein, sitzen im Turm, bis der Herr Bürgermeister weiter befehlen. Um halb zehn wird der Herr Oberlehrer vorsprechen, weil der Herr Schulrat noch diese Woche hierher zu reisen beliebt.“

„Fertig?“

„Zu belieben.“

Das etwas schiefe Männchen schob sich mit sachttem Schritt der Thür zu, als es zurückbefohlen wurde.

Nieder hatte den zuvor erhaltenen Brief in ein Couvert gesteckt. „Bringen Sie dies meiner Frau. Hat sie Kommissionen, so bleiben Sie drüben und besorgen das. Die Parteien herein!“

Eine Stunde war vergangen, die laufenden Geschäfte abfolgiert; nun saß Nieder schreibend und lesend über Akten. Er war zerstreut, es kostete Anstrengung, die Gedanken bei all dem Kleinram festzuhalten, der doch erledigt werden mußte. Ein schelmisches Votensöpfchen blickte und nickte zwischen allen Fehden und berechtigten Eigentümlichkeiten städtischer Ansprüche, ein fernes, längst nicht mehr gehörtes Silberstimmchen sang in hundert neckischen Variationen immer den gleichen Laut: O Prosa! Prosa! Inzwischen fröhlicher Büchsenklang, Hundegebell, der Fußschlag galoppierender Pferde, spöttisches Lachen und Augenzwinkern des alten Kameraden. Es war nicht zum Aushalten! Endlich warf Kurt die Feder hin und steckte sich eine Cigarre an, ohne doch seinen Sitz am Arbeitstisch zu verlassen. Er sah den blauen Ringeln nach, die vor ihm aufstiegen und wieder schwanden, wie Bilder der Vergangenheit, die doch nun einmal Vergangenheit war und blieb. Es kam ihm plötzlich ganz unbegreiflich vor, wie er sich in solchem Neste hatte begraben können, ganz undenkbar, hier lebenslang weiter zu vegetieren. Für wie viele Dinge interessierte er sich noch, wie vieles hätte er thun und genießen mögen. Ja, besäße er die Genügsamkeit seiner Frau! Die war immer guter Laune, trotz Arbeit und Kindergeschrei, trotz der Eintönigkeit hier. Und doch war auch sie in der Residenz groß geworden, an Theater- und Konzertgenüsse, an glänzende Feste gewöhnt. Wie jung sie es an, sich in all die Entbehrungen einzugewöhnen? Sie hatte eben kein Temperament! Ein Glück für sie — weniger Glück für ihren Mann.

Ein Klopfen an die Thür riß ihn aus den Betrachtungen. „Herein!“

Als Nieder ein weibliches Wesen in Hut und Schleier eintreten sah, erhob er sich, nahm aber, beim zweiten Blick auf die Erscheinung, nach kurzer Verbenugung mit einer Amtsmiene wieder Platz. Eine Dame war das nicht — wie kam diese prägnante Persönlichkeit unangemeldet in sein Zimmer? Ja so, Schrippe war nicht im Vorplatz, Frau Emma hatte wohl Kommissionen für ihn.

„Sie wünsch'n?“ fragte der Bürgermeister würdevoll zu der stink auf ihn losrückenden, wiederholt knigenden Besucherin. Sie trug einen verbogenen Strohhut mit verschönten rosa Schleifen turmhoch aufgesteckt; ein blaues graues Seidenfächchen mit Aufschlägen von faserndem Goldstoff hing über mageren Formen. Goldpulver im Haar, dessen Pinscherlöschchen so tief auf die Stirne fielen, daß die Augenbrauen unsichtbar blieben. Wangen und Lippen geschminkt; an den mit durchbrochenen Halbhandschuhen bekleideten Händen mehrere Ringe mit Similitsteinen. Unmöglich zu unterscheiden, welcher Altersstufe die Erscheinung angehörte.

„Erlauben Sie mir, mich Ew. Hochwohlgeboren als Directrice einer Schauspielergesellschaft vorzustellen, die sich noch überall bester Aufnahme rühmen durfte, und ergebenst um Koncession für eine Reihe Vorstellungen in hiesiger Stadt zu ersuchen,“ sagte sie geläufig, mit dem Bemühen, dem Blechklang ihres Organs eine höhere Sopranlage abzugewinnen.

„Bedauere — ist gegen meine Grundsätze, Wandertruppen zuzulassen, außer während des Jahrmarktes —“

„Ew. Gnaden verkennen mich,“ unterbrach sie gekränkt.

„Mein Unternehmen ist keineswegs mit einer sogenannten Schmiere zu verwechseln, große Talente stehen unter meiner Leitung, und beschränkt sich gleich die Zahl der Mitglieder momentan auf sechs Personen, so sind das Künstler! Wir geben klassische Stücke, auch Vaudevilles. Einsicht in den Spielplan steht zu Diensten. Ueberhaupt meine Papiere in bester Ordnung. Herr Bürgermeister gestatten —“

Trotz der abwehrenden Hand lagen bereits einige Blätter, deren abgegriffene Ränder und verkniffene Ecken wenig einladend ausfahen, auf dem Pulte.

„Bezweifle nichts, muß aber bei meinem Worte bleiben. Ausnahmen werden niemals statuiert. Wünsche guten Morgen.“

Die Dame ließ den Wink nicht gelten, sondern rückte einen Schritt näher heran: „Ew. Hochwohlgeboren sollten so strenge nicht sein! Man hatte mir allerdings gesagt, daß die Ausfichten hierorts gering wären, ich durfte aber hoffen, daß Ew. Gnaden in meinem Falle dennoch eine Ausnahme statuieren würden!“

Der flotte Ton, womit diese Worte fielen, ärgerte Nieder, er wendete den Kopf und fixierte die zudringliche Bittstellerin scharf. Da traf ihn ein Blick, der ihn zurückfahren ließ. Diese koketten blauen Augen sahen ihn seltsam bekannt an. Willenlos, nur in instinktivem Abwenden von diesem Gesicht, fiel sein Blick auf den ausgebreitet vor ihm liegenden Paß. Der Name, welcher ihm dort begegnete, ließ ihn die Zähne in die Lippen drücken.

„Haben Sie mich jetzt erkannt, Herr Lieutenant?“ flötete es geziert dicht neben ihm.

Kurt von Nieder richtete sich stramm auf und sah fremd in das feste Gesicht, welches Miene machte, sich zu ihm herabzubiegen. „Ich kenne Sie nicht, Madam,“ sagte er kalt, indem er die Papiere zusammenraffte und ihr hinreichte. „Ihren Wünschen kann nicht entsprochen werden. Sie entschuldigen, ich habe zu thun.“

Ein Wutblick schoß aus den eben noch so freundlich lachenden Augen der Frau, in der nächsten Sekunde hatte ihr Gesicht aber bereits wieder den Ausdruck gewechselt. „Das ist hart, sehr hart für mich,“ seufzte sie kläglich. „Wir haben kein Glück diesen Sommer. Nun muß ich mit meinen Künstlern hier wenigstens übernachten —“

Nieder stand hastig auf; über sein ausdrucksvolles Gesicht huschte peinliche Röthe, die bis zur Stirn aufstieg. Schnellen Schrittes ging er in den Hintergrund des Zimmers, schloß eine Lade auf und legte, was er derselben entnommen, abgewandten Gesichtes in die Hand, welche keinen Moment zögerte sich auszustrecken.

Noch ein lächelnder Anix, dann war die Erscheinung verschwunden. Kein wirkliches Gespenst hätte mehr Entsetzen zurücklassen können. Kurt fühlte sich schwindelnd wie ein Trunkener, er stützte den Kopf auf und drückte die Augen zu. Noch war er nicht zu sich gekommen, als abermals ein Finger an seine Thür klopfte. Diesmal war's ein Fingerchen, und er kannte das Zeichen. Als er die Klinke niedergebückt hatte,

stand auf der Schwelle sein Liebling, das vierjährige Mädchen, Muz genannt, und hielt mit beiden dicken Fäustchen den Teller mit Papas Frühstück, auf den sie, im Bewußtsein schwerer Verantwortung, unverwandt nieder sah. Ihm war, als käme ein bestügelter Bote des Heils herein. Wie erlöst nahm er dem Kinde die leichte Bürde ab, hob es auf seine Knie und fütterte es mehr mit Liebkosungen als mit Butterkekse.

„Mama läßt sagen, alles wird besorgt. Weißt, Papa, heut kommt ein Dinkel!“

„Du bist ein beneidenswerter Kerl, ein wahrer Glückspilz!“ sagte Eberhard von Trüben, als der Freund ihn spät abends in das Gaßzimmer begleitete. „Deine Frau ist ja reizend und so anregend, daß sie gar nicht nötig hätte so hübsch zu sein. Wenn einer derart elegant wohnt, vortrefflich speist und anmutig unterhalten wird, möchte man genüßlich Bürgermeister spielen. Das geht ja alles wie auf silbernen Rädchen! Und dabei bin ich euch fast ins Haus gefallen, meine Anmeldung kann nicht lange vor mir eingetroffen sein.“

„Ganz richtig! Und heut' war Wäschetag,“ sagte Kurt Nieder schmunzelnd. „Laß dir's bei uns gefallen, Freund, und ruhe sanft.“

„Bist du müde?“ fragte der Gast, „ich dachte mir plaudern noch ein Weilchen. Frau Emma wird nicht schelten, wenn ich dich für die Dauer einer letzten Cigarre hier zurückbehalte.“

„Einverstanden!“ Die Kameraden machten es sich auf dem Sofa behaglich und schwatzen von diesem und jenem, bis der Gast, vom eben behandelten Thema abspringend, auf die Jahre gemeinsamer Garnison zu sprechen kam, ohne zu merken, daß Kurt plötzlich wortkarg wurde.

„A propos, da muß ich dich fragen! Gott weiß, wie deine alte Flamme mir gestern in die Feder geriet — nun denke, daß mir gleich darauf Kamerad Wolff erzählte, noch dazu als alte Geschichte, die schöne Silba sei im Kriegsjahre mit dem ersten Liebhaber unseres Stadttheaters durchgegangen! Wußtest du das?“

Nieder murmelte einige Worte, welche das feinste Ohr nicht verstehen konnte, warf seinen Stummel in den Cigarrenbecher und stand auf. „Es wäre unverzeihlich, dich nach dem weiten Ritt noch länger der wohlverdienten Ruhe zu entziehen. Gute Nacht und gute Träume!“

Frau Emma war noch wach. „Heute, Liebchen, hast du dich selbst übertroffen!“ sagte ihr Mann mit einem Bräutigamsfuß. „Eberhard meint, ich sei beneidenswert — und das ist bei Gott wahr!“

Frühlingsklage.

Wo ist der Herbst geblieben
Mit seinem Dämmerchein?
Im Herbst begann mein Lieben,
Nun bricht der Lenz herein.
Er kommt mit Sonnenschaern,
Blau Spiegelnd ruht der See —
Mich aber füllt's mit Trauern
Und bitterm Trennungweh.

Oktober war's — im Haine
Erstarrt das letzte Rot —
Als mir die Einzig-Eine
Das erste Lächeln bot.
Verträumt im Flockenflüde
Schließ Au und Waldesgrund —
Da, zu der Götter Reide,
Genoß ich ihren Mund.

Nun schwiegen wir und lebten
Raum noch der Welt bewußt;
Wir lauschten und erbehten
Der Welt in unsrer Brust.
Im Wirbel unsrer Sinne
Versanken Zeit und Raum:
Das war das Glück der Minne,
Das war der Liebe Traum.

O süße Märchenweise,
Wenn ich im Flügelschritt
Auf marmerblankem Gise
Ihr stumm zur Seite glitt!
O goldne Himmelsklänge
Aus fernem Zauberland,
Wenn ich im Ballgebränge
Beseligt sie umwand!

Was brausend uns umtoste,
Wir haben's kaum gehört;
Was hämisch sich erbohte,
Uns hat es nicht gefört.
Es war ein trunkenes Wandern
Durchs buntbewegte Sein.
Wir lebten eins im andern,
Und nur für uns allein.

Nun ist der Lenz gekommen
Mit seiner Blumenfar:
Mir hat er fortgenommen,
Die meine Blume war.
In Duft und Bonnestrahlen
Hüllt er die Erde ein:
Nur mich umspinn't's mit Qualen
Und namenloser Pein.

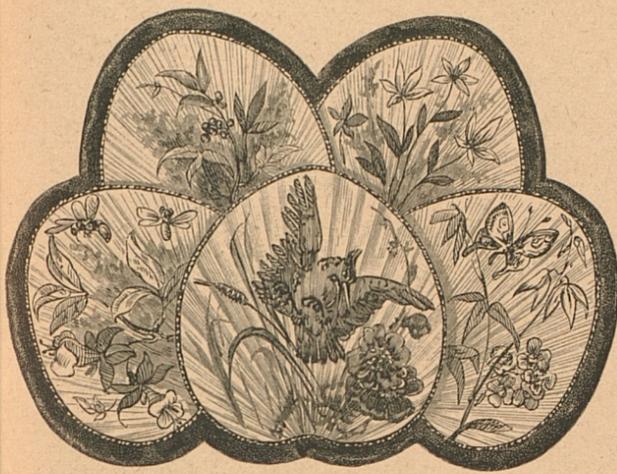
Drum fleh' ich zu den Mächten
Hoch überm Erdenweh:
Ich kann nicht Kränze flechten,
Mich lockt kein blauer See.
Gebt mir im Dämmercheine
Mein frühverlorenes Glück,
Gebt mir die Einzig-Eine,
Gebt mir den Herbst zurück!

Ernst Eckstein.

Allerlei Neues.

„Blumen — semper viva!“ Große Lettern künden es uns, daß das Rätsel gelöst sei, der schnellen Vergänglichkeit der duftigen Blüten zu trotzen, und die Neugier, dem Geheimnis nachzuforschen, führt uns an die Stätte dieses neuen und überraschenden Industriezweiges. Welche reiche Dekoration an Bildern, Spiegeln, Staffeleien, Körben aus Blüten und Gräsern, welche Fülle von Vasenbouquets, kleinen Sträußen und einzelnen Blüten, und alle frisch, farbig und — unverwelklich. Ich kann Ihnen freilich, verehrte Leserin, das geheimnisvolle Walten der Erfinderin jener Kunst nicht verraten; sollte sich indes bei dieser Mitteilung ein leiser Zweifel bei Ihnen einstellen, so mögen Sie sich durch Einsendung von frischen Blüten, die Ihnen sehr bald im Zustande des „semper viva“ wieder zugestellt werden, von der Thatsache überzeugen, daß es jetzt einbalsamierte Blumen giebt, die den Begriff des „sentimentalen Heues“ durchaus hinfällig machen. Wie hübsch also, hier oder dort gesammelte Blüten als Zeichen der Erinnerung in so wohlgefälliger Art erhalten zu können, ohne seine Empfindungen in ein Herbarium zusammenpferchen zu dürfen. Kleine Sträuße dieser semper viva-Blumen aufzustellen, wird durch die neue Art ermöglicht, sie an zwei zu Füßen gebogenen und mit Seidenpapier oder Chenille umwickelten Drähten zu befestigen. Uebrigens leisten die kleineren und größeren, überall käuflichen Drahtständer gleiche Dienste und lassen sich, wenn der Zweck eines Geschenkes vorliegt, mit Schleifen oder anderer stofflicher Ausstattung hübsch dekorieren.

Bezugsquelle: Bill u. Co., Berlin W., Leipzigerstr. 128.



Gestehen Sie, liebenswürdige Leserin, kommt nicht stets eine geschmackvolle, billige, aparte Handarbeit wie ein rettender Engel in der Not? Da ich überzeuge bin, überall eine bescheidene Antwort zu erhalten, so beginne ich gleich damit, den abgebildeten Wandhänger (s. Abb. 1) näher zu beschreiben. Sein Platz ist über dem Waschtisch oder auch — wenn er sehr elegant ist — im Wohnzimmer oder Salon, wenn man ein mutwilliges Kanarienvogelchen oder einen Papagei verhindern will, beim Essen oder Trinken gar so freigiebig mit einer kostbaren Tapete zu teilen. Dieser Schoner also besteht aus fünf getrockneten gelblichen Palmblattsäckern, die man, nachdem die Stiele entfernt sind, der Abbildung gemäß zusammenstellt und die frei bleibenden Teile durch leichte Zeichnungen ziert, welche mit Brillantgarn unmaßig und mit farbiger Seide gefärbt werden. Es ist merkwürdig, wie zäh und unzerbrechlich diese Palmblätter während der Arbeit sind. Ein zwei Finger breiter Blüschrand oder eine Röhre umgiebt die auf eine genau nach der Form geschnittene, dünne Holzplatte oder starke Pappe befestigten Fächer und vervollständigt somit diese höchst eigenartige Arbeit. Zwei kleine Ringe sind auf der Rückseite zum Anhängen des Schoners angebracht.

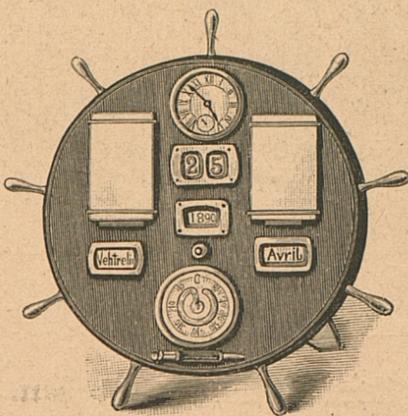
Wer wüßte es nicht, wie sehr unsere Zeit es versteht, die pulsierende Ader des gegenwärtigen Industrielebens auszunutzen oder zu unterstützen. Erscheinen doch täglich Neuheiten auf dem Weltmarkt, die uns reizen und locken, immer wieder neue Schätze in unser Heim zu tragen, daselbe zu schmücken und zu verschöneren. Zumal die Bronze-Industrie läßt es sich besonders angelegen sein, Erzeugnisse zu liefern, die jedweder Wohnstätte zur Zierde gereichen, ohne daß sie ihren Ursprung irgend einer klassischen Zeit bildnerischer Kunst verdanken. Darin liegt eben das freie Walten der Mode, daß sie gelegentlich jedem Stil ein Schnippchen schlägt, wenn sie ihre eigensten Interessen hartnäckig verfolgt. Und damit haben wir es jetzt zu thun, denn die Hochflut der Blumen als Dekoration für die Wohnräume ruft die regsten Bestrebungen nach Neuem wach. Sims, Etagere, Konsolen sollen mit Vasen und Bäschen, Schalen, Jardinières, Körben, Ständern jeglicher Art geziert werden, und daß man in diesem Falle möglichste Vielseitigkeit der Formen herausklingelt, liegt auf der Hand. Von den vielen Neuheiten, die täglich herangeschwemmt werden, haben wir eine Vase herausgegriffen, die bei wohlgefälligem und doch originellem Neußeren bezüglich der Beschaffung keine großen Opfer fordert; zudem ist gerade diese Vasenform, eine vorn mit bron-



zener Schnur geschlossene, auf Bronzegefaßt stehende Dütte, in verschiedenen Größen, mithin in verschiedenen Preislagen im Handel (siehe Abb. 2).

Aber für die Dekorationszwecke der Blumen, der Sträuße aus gebleichten Palmwedeln und Milgräsern, der großen prächtigen Wohn- und Sonnenblumen giebt es auch bronzene Wandhalter, schildförmige Halter aus Holz und Bronze, bronzierte Fächer aus zwei bis drei Palmblättern bestehend, oder hübsche bronzene Ornamente im Rokoko-Stil, eine Wandkonsole bildend für Vasen mit Blumen. Würde ich die japanischen Vasen vergessen, sähe die Mode entschieden scheel dazu, daher bringe ich japanische und Rokokomotive auch hier in Erinnerung.

Unsere lieben Hausfrauen setzen so oft ob mangelnder passender Geschenke für den gestrengen Hausherrn, der gewöhnlich „nichts braucht“ oder „mit allem versorgt ist“. Und doch würde eingehenderes Studium bald belehren, daß es hier an



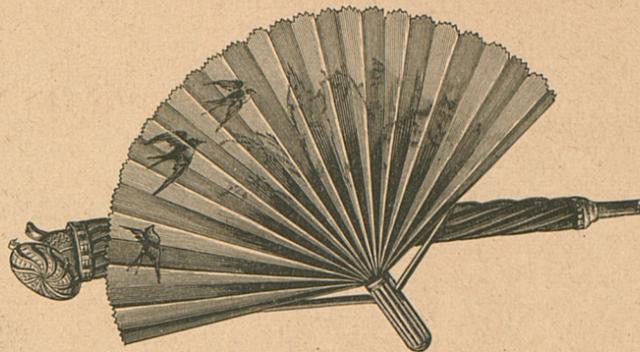
einem Kalender, dort an einer Notiztafel, an einem Thermometer, Sachen die immer zum Gebrauch zur Hand sein müssen, fehlt, oder daß sie gerade, wenn sie am dringendsten gewünscht werden, verlegt sind. Da hat sich ein intelligenter Kopf ins Mittel gelegt und einen dies alles und noch mehr umfassenden Gegenstand erfunden (s. Abb. 3), der zudem sein Standquartier für immer auf dem Schreibtisch des Hausherrn einnimmt. In der symbolischen Form eines Steuerrades, dessen Speichen aus vernickeltem Metall eine Lederseibe tragen, gewährt dieser Universal-Kalender viele Vorzüge. Neben einer Uhr, die oben an thront, enthält er rechts und links oben Block und Notiztafel, dann die verstellbaren Jahres- und Tagesdaten, nebst den Namen der Monate und Tage und schließlich ein Thermometer. Gewiß viele gute Eigenschaften, die jeder Besenkte zu würdigen wissen wird.

Bezugsquelle für Abb. 2 und 3: Mode-Bazar Gerson u. Comp., Berlin.

Wenn auch mit jeder neuen Saison, mit jeder neuen Blumenart, die aus irgend einem entlegenen Erdwinkel ans Licht der Wissenschaft gezogen wird, unbedingt ein neues Extrakt de fleur unsere Toilettenkunde bereichert, wenn eine Duftwelle unablässig die andere verdrängt: noch niemals hat die Eau de Cologne aufgehört, als solche ihren Ruhm und ihr Fortbestehen einzubüßen. Sie ist das klassische Element unter den wohlriechenden Mitteln und, man gestatte es zu sagen, das populärste und unentbehrlichste Parfüm. Gehen wir auf Reisen, so wird eine Flasche mit kölnischem Wasser gewiß nicht in unserer Handtasche fehlen; bei großer Wärme, verbrauchter Luft in überfüllten Räumen, bei physischen Schwächeanwandlungen, wer weiß es nicht, wie belebend und erfrischend einige Tropfen kölnischen Wassers wirken! Oft aber scheitert das ständige Mitführen dieses Zaubermittels an den unbequemen Formen der charakteristischen Flaschen, und die kleinen Nippes, die Taschensacques der Damen sind ja nur für die üppigen Extrait-erotischer Blüten berechnet. Wir begrüßen daher ein von der kölnischen Firma: „Zur Stadt Mailand“ in Köln a. Rh. in den Handel lanciertes Flacon (s. Abb. 4) als eine wesentliche Bereicherung für den Gebrauch der Eau de Cologne. Seine flache, einer runden Feldflasche entlehnte Façon ist handlich und gestattet das Unterbringen sogar in der Westentasche. Ein Schraubenventil sichert das Herausfließen. Wer überdies Interesse an dem Erfinder des aromatischen Wassers nimmt, dem zeigt die eine Fläche des Fläschchens dessen Bildnis, welches durch eine leichte, darüber geschweißte Glasplatte gegen zerstörende Einflüsse geschützt ist.

Bezugsquelle: G. Lohje, Berlin, Jägerstr. 46.

Die Schutzaffen gegen Luft und Sonne müssen bereits ins Feld geführt werden, damit der Teint nicht leide, die Augen nicht geblendet werden. Greifen wir daher zu Fächer und Schirm, uns zu wehren. Und daß wir beides gleichzeitig zur Hand haben, ist eine anerkennenswerte Neuerung. Sie liegt darin, daß in dem hohlen Griff eines Schirmstodes ein gefalteter Stofffächer untergebracht ist, der beim Öffnen des Griffknopfes von selbst emporschneilt und herausgenommen werden kann (siehe Abbildung 5). Ueber die Schirmmode selber berichten



wir an anderer Stelle, aber durch die Mitteilung, daß die Griffe der Schirme dieser Saison bis zu 37 Cent. Länge gewachsen sind, wollen wir der Annahme vorbeugen, daß in diesem hier präsentierten Schirm eine auffällige Ausnahme vorläge. Sehr hohe Schirmstöcke giebt es durchweg, und wo diese genießen, hat die Mode den Ausweg gefunden, verschiebbare Gestelle anzuwenden, sodaß der Schirm beliebig lang oder kurz gehandhabt werden und in letzterem Falle sogar mittelst einer Chätelaine an der Taille befestigt werden kann (siehe Abb. Nr. 6). Nicht umsonst sprach ich oben von Schutzaffen. Drängt sich Ihnen, liebe Leserin, dieser Begriff nicht auch auf, wenn Sie den Griff des Schirmes ins Auge fassen? Ein Schwertgriff faßt! Nun, wir ziehen ja auch damit gegen die feindlichen Mächte zu Felde.

Bezugsquelle: L. Wolff, Berlin, Wallstr. 8 und 9.

Ernst Rudorff.

Nachdruck verboten.

Der einstige Geschichtschreiber des Berliner Musiklebens wird den großen Chor-Vereinen ein besonderes Kapitel widmen und an ihrer Thätigkeit den Einfluß nachweisen müssen, welchen dieselben auf die Gesammtdarstellung der Gesellschaft ausübten. Wenn am 24. Mai 1891 die Singakademie ihr Centennarium feiert, dürfte sich leicht zeigen und belegen lassen, daß dieses ehrwürdige Institut, indem es die ursprüngliche Idee seines Gründers festhielt und sie durch immer stärkere Betonung des protestantischen Oratoriums, durch immer treuere Pflege von Händel und Bach erweiterte und vertiefte, einem edlen Konservatismus huldigte, der, weit über Berlin hinaus, in der ganzen musikalischen Welt segensreich wirkte. Es wird bei dieser Gelegenheit auch gesagt werden müssen, daß die Singakademie allein der schnell wachsenden Musikgemeinde nicht mehr genügt, dem Musikinstitut in dem Sternschen Gesangverein ein würdiger Gehilfe zur Seite trat, der das Programm jener geschickt ergänzte und auch dem weltlichen Chorwerk die ihm gebührende Beachtung schenkte. Wenn dann Faisch, Zelter, Kungenhagen, Grell und Blumner als die singakademischen Führer und Meister genannt werden, so dürfen Stern, Stockhausen, Bruch und Rudorff nicht unerwähnt bleiben. Dem letzteren gelten die folgenden Zeilen.

Am 18. Januar 1840 in Berlin geboren, zeigte Ernst Rudorff schon in zarter Jugend so kräftige Spuren musikalischer Begabung, daß er mit fünf Jahren Klavierunterricht und mit zwölf Jahren Unterweisung in der Theorie und Komposition erhielt. Seine erste Lehrerin, eine Tochter des Professors Pichstein, der mit R. M. v. Weber eng befreundet war, hatte ihre Ausbildung unter dem Einfluß Webers vollendet und erfüllte die Phantasie ihres begabten Schülers vorwiegend mit den Tongestalten dieses Meisters der deutschen Romantik. Als dann Woldemar Bargiel dem lebhaft vorwärts drängenden Cleven die Geheimnisse der Kunst enthüllte und daneben Clara Schumann den jungen Pianisten schulte, da war die Richtung der weiteren Entwicklung Rudorffs im wesentlichen fest vorgezeichnet: Bach, Glück, Mozart, Beethoven, Weber und Schumann waren die Wegzeiger. Trotzdem durfte zunächst keineswegs die Musik als Lebensberuf angesehen werden; auch Joachim's Rat vermochte den Vater, einen mit Kammer, Tief und Schleiernmacher befreundeten hochangesehenen gelehrten Juristen, nicht von der Forderung des Universitäts-Studiums abzubringen. So bezog Ernst zu Ostern 1859 die Berliner Universität, um theologische, philosophische und philologische Vorlesungen zu hören. Bald jedoch trat die heiß ersehnte Wendung ein. Schon im nächsten Semester finden wir ihn mit des Vaters Zustimmung in Leipzig, wo neben theologischen und historischen Studien mit Feuereifer die holdeste Kunst gepflegt wird, der er endlich, endlich ausschließlich gehören durfte. Nach Absolvierung des Konservatoriums blieb Rudorff von Ostern 1861 ab noch ein Jahr Hauptmanns und Reinedes Schüler, lebte dann einige Zeit in Bonn und Berlin, um im Januar 1864 mit Julius Stockhausen eine Konzertreise zu beginnen. Bei dieser Gelegenheit sollte er zum erstenmale vor den Berlinern musizieren und that dies in bedeutungsvoller Weise an einem jedem Zuhörer unvergeßlich gebliebenen Abend in der Singakademie. Stockhausen sang Schubert's Müllerlieder, Friedrich Eggers las Prolog, Intermezzo und Epilog, und Rudorff saß am Klavier. Man darf behaupten, daß weder vorher noch jemals nachher das Werk in so fleckenloser Schönheit vorüberzog und einen so reinen, tiefen Enthusiasmus entzündete. Von des Müllers Lust und Leid kann überzeugend nur ein Mann singen; und wie sang dieser Sänger! Aus jeder Silbe des feinsinnigen Vorlesers sprach der erlebte Geist; Singen und Sagen woben den gleichen Zauber. Rudorffs Spiel aber — obwohl, oder besser weil es bescheiden zurücktrat, für sich selbst nichts bedeuten wollte, sondern lediglich der führenden Singstimme sich anschmiegte, wie der Ton dem Worte sich gesellt, um die höhere Einheit zu bilden — gewann sich sofort die Bedeutung einer reformatorischen That für die Liebesbegleitung. An diesem Abend erschien letztere als Sondertunft, für welche der Pianist als solcher nicht ausreicht. Zwar hatten Wilhelm Taubert, Ludwig Berger, Felix Mendelssohn u. a. vorher ähnliche Befriedigung



